



Sylvie Méron-Minuth  
Christian Minuth

# Bring mir bloß keinen Deutschen nach Hause!

Familiengeschichten deutsch-  
französischer Paare der  
Nachkriegszeit (1945–1963)

SACHBUCH

 Springer

Bring mir bloß keinen Deutschen nach Hause!

Sylvie Méron-Minuth · Christian Minuth

# Bring mir bloß keinen Deutschen nach Hause!

Familiengeschichten deutsch-  
französischer Paare der  
Nachkriegszeit (1945–1963)

 Springer

Sylvie Méron-Minuth  
Pädagogische Hochschule Heidelberg  
Heidelberg, Deutschland

Christian Minuth  
Hirschhorn (Neckar), Deutschland

ISBN 978-3-658-44176-0      ISBN 978-3-658-44177-7 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-44177-7>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

Aus dem französischen Originaltitel: *Comme s'il n'y avait pas assez de Français !* Histoires de familles de couples franco-allemands de l'après-guerre (1945–1963) Collection Biographies; Éditions MAÏA, Paris, 2023 von den Autoren Sylvie MÉRON-MINUTH und Christian MINUTH für Deutschland übersetzt und adaptiert. Ebenso wurden alle französisch- und englischsprachigen Zitate von den Autoren (Kürzel: SMM & CM) ins Deutsche übersetzt.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2024

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Frank Schindler

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Das Papier dieses Produkts ist recycelbar.

*Was bedeutet es, sich zu erinnern? Es bedeutet, in mehr als einer Welt zu leben, die Vergangenheit am Verlöschen zu hindern und die Zukunft zu rufen, um sie zu erhellen. Es bedeutet, Fragmente der Existenz wiederzubeleben, vermisste Menschen zu retten, Gesichter und Ereignisse in ein weißes und schwarzes Licht zu tauchen und den Sand, der das Gesicht der Dinge bedeckt, zurückzudrängen. Das Vergessen bekämpfen, den Tod zurückweisen.*

*(Elie Wiesel, 1994, Tous les fleuves vont à la mer.  
Mémoires I, éd. Du Seuil, S. 205)*

*Für David,  
Für Béatrice und Frédéric*

# Geleitwort

## Dunklen Zeiten des Übergangs: Von der Feindschaft zur Freundschaft

Wenn sie an die deutsch-französischen Beziehungen denken, erinnern sich die meisten an die lange Zeit der Feindschaft – die Figur des Erbfeindes – und an die Besiegelung und Entfaltung einer beispielhaften politischen Freundschaft in den letzten 60 Jahren. Weniger bekannt ist jedoch die Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Unterzeichnung des *Elysée-Vertrags*, das heißt die „grauen Jahre“, die auf deutscher Seite durch Zusammenbruch, Schweigen, Geheimhaltung und Schuld gekennzeichnet waren, auf französischer Seite durch Resentiments und den Geist der Revanche bzw. Rache.

Dank der bemerkenswerten Arbeit von Sylvie Méron-Minuth und Christian Minuth haben wir nun endlich einen erstklassigen Einblick in diese Zeit, einen Einblick, der uns besser verstehen lässt, wie sich der *Übergang* vom Feindbild zum Freundbild in beide Richtungen vollzogen hat.

Das ist wirklich entscheidend: können wir doch endlich in Betracht ziehen und verstehen, dass die Geschichte nicht nur aus schwarzen Seiten besteht, wobei die der Jahre 1933 bis 1945 von unvergleichlicher

Schwärze waren und aus „weißen Seiten“, um einen berühmten Ausdruck etwas abgewandelt zu verwenden, oder zumindest aus hellen Seiten, die in Richtung Fortschritt, Frieden und *Philia* zwischen den Völkern gehen, sondern auch aus grauen Seiten, sehr grauen sogar, wo die Arbeit der Wiedergutmachung, der Annäherung und der *Versöhnung* – das deutsche Wort *Versöhnung* ist aussagekräftiger – im Hintergrund, fast stillschweigend stattfindet.

Wir können hier nur auf die sehr schönen Analysen verweisen, mit denen die Autoren hervorheben, wie der „Schleier“ ganz langsam – „zaghaft“, um ihr Wort zu gebrauchen – gelüftet wurde. Er hat sich nicht von selbst gelüftet, sondern durch eine Arbeit, die sowohl auf politischer Ebene als auch innerhalb der Gesellschaft stattfand, sowohl auf *oberer als auch unterer Ebene*, von oben *und* von unten.

Hier kommen wir zum zweiten Fokus oder vielmehr zum zweiten Herzstück des Buches: Geschichte wird nicht nur von oben gemacht, sondern auch – man müsste sagen: zuerst – *von unten, from below*. Deshalb ist es so wichtig, wie es die Autoren gewissenhaft tun, diejenigen zu Wort kommen zu lassen, die auf diese Weise Geschichte von unten machen, in diesem Fall die Frauen und Männer, die, ohne es zu wissen, Geschichte schreiben, diejenigen, die aus subjektiven und emotionalen Gründen die Seiten des Hasses umblättern und beginnen, die Seiten der Freundschaft zu schreiben, die Seiten der *Philia*, auch wenn es sich dabei eher um Liebe oder *Erôs* als um Freundschaft handelt (aber die griechischen Begriffe sind weit davon entfernt, reine Gegensätze zu beschreiben).

Das Wort *Geschichte* hat durchaus zwei Bedeutungen: Es sind die pluralen aber immer singulären Geschichten, die man in den so reichhaltigen Gesprächen entdeckt, die die große Geschichte ausmachen.

Die Tatsache, dass die Autoren eine wenig bekannte Periode untersuchen *und* diejenigen zu Wort kommen lassen, die Geschichte gemacht haben, ist *die Originalität* dieses Buches und sein wichtigster Beitrag: Anhand von Interviews, die so geführt wurden, dass wir es nicht nur mit subjektiven Zeugnissen, sondern mit einer echten *objektiven*

*Ausarbeitung* zu tun haben, erfahren wir, wie sich immer besondere, wenn auch zahlreiche Liebeserfahrungen in einem Klima des Hasses (während des Krieges) und in einem Klima der Feindseligkeit (nach 1945 in Frankreich) und der Depression (nach 1945 in Deutschland) entwickeln konnten.

Das ist entscheidend, weil man dadurch viel tiefgreifender versteht, dass die deutsch-französische Freundschaft nicht vom Himmel gefallen ist, dass sie nicht nur von oben von den Politikern gewollt und verordnet wurde, dass sie nicht nur auf institutionelle Weise produziert wurde, sondern dass sie *vom Volk aufgebaut wurde*, von den Individuen oder vielmehr von den Subjekten, die das Volk in seiner Vielfalt bilden, von den Bürgern, die die Möglichkeit des Politischen darstellen. Ohne eine solche volkstümliche und subjektive Dimension (im starken Sinne beider Begriffe), an deren Bedeutung uns das Buch ständig erinnert, wäre die deutsch-französische Freundschaft nur eine abstrakte und leere Idee, ein Ausdruck ohne Inhalt und ohne Leben.

Sechzig Jahre nach der Unterzeichnung des *Elysée-Vertrags* sollten wir uns daran erinnern, dass die deutsch-französische Freundschaft nicht nur institutionell, politisch oder staatlich sein kann, sondern in erster Linie volkstümlich sein muss, dass sie vor allem über Begegnungen, Austausch, Dialoge, das Erlernen von Sprachen, die Erziehung zur Kultur des anderen und, nicht zu vergessen, das Wissen um die Geschichte, die unsere beiden Länder so lange – zu lange – geteilt hat, vermittelt werden muss.

Es ist das Wissen um das, was der Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich in der grauen oder dunklen Zeit zwischen den beiden Ländern zugrunde lag, nämlich die individuellen Geschichten, die hier endlich ausgesprochen und anerkannt werden, es ist dieses Wissen um die Geschichten, die die Geschichte ausmachen, es und nur es wird in der Lage sein, dem Deutsch-Französischen ein solides Fundament, eine Dynamik und einen Sinn zu geben und ihm so eine Zukunft zu sichern, die diesen Namen verdient.

Das Buch von Sylvie Méron-Minuth und Christian Minuth, und ich spreche hier und jetzt noch gar nicht über ihr sonstiges, beträchtliches Engagement in den Bereichen Bildung, Universität und Kultur, legt einen wesentlichen Grundstein für den Aufbau einer solchen Zukunft.

Georges Leyenberger  
Attaché der französischen Republik für  
die deutsch-französische Zusammenarbeit  
im Bildungsbereich, Leiter deutschfranzösischer  
Kulturinstitute zwischen  
2003 und 2011 sowie 2015 und 2019

# Einleitung

„Als ob es nicht genug Franzosen gäbe ...“, sagte ein Vater aus der Touraine 1945 zu seiner Tochter Mauricette, die mit einem deutschen Kriegsgefangenen zusammen war. Er meinte damit natürlich: „um einen Ehemann für dich zu finden“. Dennoch gab er schließlich seine Zustimmung für die zukünftige Ehe der beiden Verliebten. So kam es, dass Mauricette nach Deutschland in eine kleine Stadt im Südwesten des Landes zog, um ihrem Mann zu folgen.

Um das Jahr 2000 herum zogen wir, die Autoren dieses Buches, in diese kleine mittelalterliche und sehr charmante Kleinstadt namens Hirschhorn am Neckar. Unser Haus war fast 200 Jahre alt und lag an der schmalen Hauptstraße, die als Fußgängerzone verkehrsberuhigt war. Oft fuhr eine alte Dame mit ihrem Fahrrad an unserem Haus vorbei und grüßte uns freundlich hinter ihrem Lenker mit einem fast ein wenig sportlichen Blick. Eines Tages hörte sie uns Französisch sprechen und es entwickelte sich ein kleines Gespräch:

„Sie sind Franzosen? Ich bin aus der Touraine“, sagte sie

„Ich bin Bretonin“, antwortete meine Frau, „und ich Deutscher aus Berlin“, fügte ich hinzu. „Wie heißen Sie?“, fragte die Frau.

„Ich heiße Sylvie, und das ist Christian, mein Mann.“

„Ich heiße Mauricette.“

„Was fur ein schoner Name!“, antwortete meine Frau und auf diese Art und Weise entstand ein freundschaftlicher Kontakt.

Viel später, im Anschluss an diese erste Begegnung, erzählte uns Mauricette – fünfzig Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland – ihre Lebensgeschichte und brachte uns auf die Idee, dieses Buch über deutsch-französische Paare der Nachkriegszeit zu schreiben. Abgesehen davon, dass wir selbst ein deutsch-französisches Paar sind, haben wir sehr oft Menschen aus unserem Umfeld getroffen, die uns von der schmerzhaften historischen Epoche des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit erzählt hatten, insbesondere von den Beziehungen zwischen Frauen und Männern auf beiden Seiten des Rheins und ihren außergewöhnlichen Biografien.

Diese Themen tauchten immer wieder in Diskussionen auf, die innerhalb unserer französischen Familie oder mit Freunden, während der Partnerschaftstreffen unserer Stadt oder einfach bei zufälligen Begegnungen in Frankreich stattfanden. Es stimmt, dass diese Diskussionen in Deutschland weniger zahlreich, weniger intensiv und weniger bedeutsam sind. Das Thema ist für eine große Mehrheit der Deutschen nicht mehr ausgesprochen aktuell; dies wird hier noch zu untersuchen sein. Die Erinnerungsarbeit in Deutschland konzentrierte sich natürlich auf die Verbrechen der Nationalsozialisten, den Hitlerismus oder den Angriffskrieg gegen Russland und die darauffolgenden Verbrechen. Aber Frankreich und seine Besetzung durch die Wehrmacht waren nach 1945 für die deutsche Bevölkerung von geringerem Interesse. Diese Gleichgültigkeit änderte sich spürbar mit dem Prozess gegen Klaus Barbie 1987 in Lyon. Nichtsdestotrotz steht das Vichy-Frankreich nicht im Mittelpunkt der kollektiven deutschen Erinnerungsarbeit. Eine Tatsache, zum Beispiel, die das Ehepaar Beate und Serge Klarsfeld<sup>1</sup> unermüdlich beklagt und bekämpft hat.

In Frankreich hat sich im letzten Jahrzehnt ein wachsendes Interesse an dieser Zeit und den damit verbundenen Lebensgeschichten entwickelt, das sich in Veröffentlichung von Büchern wie: „Als Feind geboren

---

<sup>1</sup> Beate und Serge Klarsfeld, *Erinnerungen*, 2005.

werden“ („*Naître ennemi*“, Virgili, 2009); „Verteufelte Kinder“ („*Enfants maudits*“, Picaper & Norz, 2004), aber auch in im französischen Fernsehen ausgestrahlten Sendungen wie: „Nach dem Krieg geht der Krieg weiter“ („*Après la guerre, la guerre continue*“ (France 3, 27. April 2015) und „Worte der Nazibastarde“ („*Paroles d'enfants de boche*“;<sup>2</sup> Huyard, 2013) manifestiert. Das bewegende und empörende Schicksal dieser Kinder und ihrer französischen Mütter hat uns zutiefst erschüttert und wir widmen diese Arbeit all jenen, die die Erfahrung einer ungewöhnlichen binationalen Ehe<sup>3</sup> gemacht haben oder aus einer – wenn auch verbotenen – deutsch-französischen Liebe hervorgegangen sind. Hierbei beschäftigen wir uns ausschließlich mit den wenigen Biografien aus der Nachkriegszeit, die wir selbst zusammengetragen haben.

Außerdem, und das ist kein unbedeutender Grund für die Herausgabe unseres Buches, ist es in diesem Jahr sechzig Jahre her, dass die deutsch-französische Freundschaft mit dem Élysée-Vertrag am 22. Januar 1963 offiziell besiegelt wurde – ein Abkommen zwischen zwei Ländern mit unterschiedlicher Kultur und Sprache, das in seinen Zielen weltweit einzigartig ist. Ein Modell der Zusammenarbeit und Freundschaft über Grenzen hinweg, das in der heutigen politischen Welt seinesgleichen sucht. Ein Grund mehr, sich mit den binationalen Paaren der ersten Stunde zu beschäftigen. Paare, für die es nicht immer gut war, mit einem Partner aus einer der beiden Nationen zusammenzukommen, die sich seit Jahrhunderten in einer gegenseitigen Erbfeindschaft

---

<sup>2</sup> *boche* ist ein französisches, beleidigendes Schimpfwort, um die verhassten Deutschen zu bezeichnen.

Etymologie möglicherweise: französisch = *caboché*, der Dickschädel, Dickkopf, Holzkopf. Im weiteren Verlauf lassen wir den Begriff unübersetzt stehen. Andere ähnlich gebrauchte, heute eher veraltete negative Begriffe für die Deutschen: *Kraut*, *Fritz*, *Fridolin*, *Frisé*, *Chleu*. Heute hört oder liest man diese Begriffe kaum noch.

<sup>3</sup> Der Begriff der „Mischehe“, der in Deutschland vor allem in der Nazizeit benutzt wurde, um die Ehe zwischen sogenannten arischen und jüdischen Menschen zu charakterisieren, kann heute nicht mehr guten Gewissens benutzt werden. Im Französischen hingegen ist der Begriff „*mariages mixtes*“ weitgehend unverdächtig. In der Folge werden wir die Begriffe „interkulturelle“ bzw. „binationale Ehe“ benutzen (Anmerkung SMM & CM).

gegenüberstanden, die 1963 – zumindest offiziell – endgültig beigelegt wurde. Die Paare, von denen wir hier sprechen, haben sich zwischen 1944 und 1963 zusammengefunden und oft sind ihre Kinder hier ihr Sprachrohr.

Sechzig Jahre nach der Unterzeichnung des Élysée-Vertrags im Jahr 1963 gibt es immer noch Möglichkeiten, Zeitzeugen und ihre Nachkommen treffen zu können. Sie repräsentieren eine Generation, die die Nachkriegszeit erlebt und unter ihr gelitten hat. Es sind insbesondere deutsch-französische Biografien, die uns hier interessieren. Denn die Entscheidung, einen Partner aus dem Land zu nehmen, das als Erbfeind gilt, ist oft ein gewagter Akt, der aus Liebe, aber oft auch aus Verzweiflung geboren wurde. Nach den Enthüllungen der Nazi-Verbrechen und knapp dreißig Jahre nach dem verheerenden Ersten Weltkrieg begann eine Mehrheit der Franzosen, die *boches* zu hassen. So wie man bereits die Kinder aus einer verbotenen Beziehung zwischen einem deutschen Soldaten und einer Französin als Kinder von *boches* bezeichnet hatte, die als Feindkinder oder Nazibastarde galten, litten auch die Beziehungsgeschichten der Nachkriegszeit unter der Last der Geschichte. Diese Pionierpaare verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit und unser Mitgefühl, da ihr jeweiliges Leben nicht immer einfach war.

Eine erste wissenschaftliche Arbeit zu unserem Thema liegt mit der an der Sorbonne verteidigten Dissertation von Jean-Pierre Guérend vor, der 1973 deutsch-französische Ehen in der Zeit von 1960 bis 1970 untersuchte. Er führte eine psychosozilogische Studie mit 130 Paaren von beiden Seiten des Rheins durch. Seitdem haben sich die Methoden zur Verarbeitung qualitativer Daten verfeinert und ermöglichen – durch den narrativen und biografischen Ansatz – ein tieferes Verständnis der Motive sowie eine individuelle Sicht auf die Aussagen der Befragten. Unseres Wissens nach stellen diese Daten dennoch das einzige existierende Korpus von größerer Bedeutung zu unserem Thema dar.

Für unseren Ansatz werden wir keine Ausgangshypothesen formulieren, sondern die Verfahren der offenen qualitativen Analyse anwenden, die auf eine möglichst genaue Einhaltung der Inhalte der Interviews bedacht ist und nur eine sensible Interpretation und Kategorisierung der Äußerungen zulässt. Die Daten in Form von Videoaufnahmen wurden dementsprechend gespeichert und transkribiert. Wir werden hier nicht

über den Stellenwert des Interviews in den Sozialwissenschaften, insbesondere in der Soziologie, diskutieren, da die zahlreichen Konflikte zwischen statistischen und qualitativen Methoden zugunsten einer gemischten Forschungsmethode, die gemeinhin als *mixed method* bezeichnet wird, der Vergangenheit anzugehören scheinen. Wir sollten jedoch Folgendes nicht vergessen:

„Man könnte letztendlich sagen, dass das Interview als Erhebungsinstrument lange Zeit zwischen der starken Legitimität des statistischen Instrumentariums in der Soziologie und der teilnehmenden Beobachtung in der (metropolitanen) Ethnologie, die beide als methodologisches Emblem ihrer jeweiligen Disziplinen fungierten, ‚eingeklemmt‘ war. Darüber hinaus erzeugten die ursprünglichen – und, wenn man so will, ‚ungehörigen‘ – Anlehnungen des Interviews an die (amerikanische) Psychologie und damit an eine Form des Psychologismus einen starken Verdacht des Subjektivismus gegenüber dem Interview seitens der Soziologen.“ (Beaud 1996: 6)

Auf der Grundlage unserer bisherigen Arbeiten haben wir uns bewusst für einen ethnografischen Ansatz entschieden: wie ein Forscher, der Neuland betritt. Dieser Ansatz scheint uns für die historischen Fakten, über die hier zu sprechen sein wird, angemessen. Die Frage der Subjektivität, aber auch der Objektivität wird in den Sozialwissenschaften viel diskutiert; hier ein von Bernard Zarca vorgebrachter Standpunkt, dem wir uns anschließen:

„Um ein ethnographisches Interview zu führen, muss man in der Lage sein, objektive Daten zu sammeln, um die subjektiven Daten zu kontrollieren und viele Anekdoten zu erhalten. Ein ethnografisches Interview muss also Mittel zur Objektivierung bereitstellen. Wir haben bereits gesehen, dass der Rahmen des Interviews selbst ein Mittel zur Objektivierung ist, aber das Interview allein ist in der Lage, einen Satz von sowohl objektiven als auch subjektiven Daten zu produzieren.“ (Zarca 1987: 9)

Bernard Zarca fährt fort:

„Man muss bei dem, was während eines Interviews gesagt wird, unterscheiden zwischen objektiven Fakten (z. B. die Tatsache, dass man in

einem bestimmten Beruf, während eines bestimmten Zeitraums usw. Lehrling war) und Urteilen über Fakten („es war hart, der Chef war ein Dreckskerl“), die Daten darstellen, die man mangels eines besseren Begriffs; subjektiv‘ nennen kann und die ebenso viel über die gegenwärtige Subjektivität des Sprechers wie über seine notwendigerweise rekonstruierte Vergangenheit aussagen.“ (Zarca 1987: 9)

Unsere Gesprächspartner erzählen ihre Lebensgeschichten, genauer gesagt, einen winzigen Teil der Erfahrungen, die sie zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihrem Leben gemacht haben und die mit ihrer Liebe zu einem französischen oder deutschen Partner zusammenhängen. Diese Erzählungen sind im besten Sinne des Wortes subjektiv. Denn es ist genau diese individuelle Sicht, die uns interessiert und die man an verschiedenen Stellen mit dem Begriff Anekdote in Verbindung bringen kann. Diese Form der Erzählung, die uns im Laufe unserer Interviews häufig begegnete, veranschaulicht auf bemerkenswerte Weise Lebensbedingungen, die bereits weit zurückliegen.

„Warum ist die Anekdote einer der stärksten Hebel des ethnografischen Interviews? Einerseits ist sie eine mehr oder weniger kurze Erzählung einer erlebten sozialen Situation, die es ermöglicht, das Gespräch unmittelbar auf die Seite der im untersuchten Milieu geltenden sozialen Praktiken zu stellen, indem sie eine soziale Szene wieder aufleben lässt, in der eine bestimmte Anzahl dieser Praktiken oft im Detail zu sehen ist (und darüber hinaus den Übergang des Sprechers zu einem direkten Stil durch einen getreu nachvollzogenen Dialog erleichtert). Andererseits erlaubt die Anekdote durch ihre scheinbare Banalität und Unwichtigkeit („wissen Sie, es ist nur eine Anekdote“) dem Befragten, Phänomene mit zutiefst soziologischem Inhalt zu erwähnen, ohne Angst, gegen den gesellschaftlichen Anstand zu verstoßen, und somit in aller Einfachheit, ja sogar in aller Naivität, Dinge zu sagen, die die gewöhnliche gesellschaftliche Zensur verbietet. In dieser Hinsicht ist die Anekdote ein wunderbarer Enthüller und Analysator sozialer Situationen, und die Kunst des Interviewers besteht darin, zu wissen, wie man sie reichlich hervorruft, zum richtigen Zeitpunkt und im Einklang mit dem Diskurs des Interviews.“ (Beaud 1996: 18)

Die Anekdote wird in den Sozialwissenschaften häufig wegen ihrer sekundären und belanglosen Natur abgewertet. So charakterisiert der Larousse online die Anekdote (von griechisch: *anekdotos*, unveröffentlicht) wie folgt:

1. Tatsache marginalen Charakters, die sich auf eine oder mehrere Personen bezieht, unveröffentlicht oder wenig bekannt ist, der man eine Bedeutung beimessen kann, die aber im Vergleich zum Wesentlichen nebensächlich bleibt: Historische Erzählung, die sich in der Anekdote verliert.
2. Kurze Erzählung einer kuriosen oder malerischen Begebenheit, die zur Unterhaltung geeignet ist; Geschichte. (Larousse: 2022)

Im Gegensatz zu dieser Definition und als Gegenposition zu der angesprochenen Kritik werden wir so viel wie möglich von den anekdotischen Erinnerungen der Interviewten profitieren. Wir sind davon überzeugt, dass die Anekdote den Kern eines Erlebnisses darstellt, der uns die tieferen Gründe für eine Handlung, eine Überzeugung oder eine Einstellung liefern kann. Eine Anekdote nur als einen kleinen Einblick, eine leichte und eitle Illustration zu betrachten, entspricht in keiner Weise ihrem erzählerischen Zweck: der Vermittlung einer Wahrheit oder zumindest einer Aussage von großer Plausibilität. Wie ein Laserstrahl vereint die Anekdote die verstreuten und ungleichen Strahlen eines Bündels zu einem einzigen roten Faden. So auch die Hypothese des amerikanischen Psychologen Jerome Seymour Bruner (1991), der sich mit der narrativen Konstruktion der Realität befasst, „*The narrative construction of reality*“:

„Die meiste Zeit organisieren wir unsere Erfahrung und Erinnerung an menschliche Ereignisse in Form von Erzählungen und Geschichten, Entschuldigungen, Rechtfertigungen für das Tun oder Unterlassen von Dingen usw. Das Erzählen ist eine gewohnte, kulturell überlieferte und durch individuelle Beherrschung begrenzte Form, ein Konglomerat prothetischer Mittel, von Kollegen und Mentoren. Im Gegensatz zu Konstruktionen, die durch wissenschaftliche oder logische Argumentationen erzeugt werden und die durch Falsifikation eliminiert werden können, erreichen

narrative Konstruktionen nur den Zustand der Plausibilität. Nun sind Narrative eine Version der Realität, deren Akzeptabilität eher von Konventionen und der ‚narrativen Notwendigkeit‘ gesteuert wird als von den erforderlichen empirischen oder logischen Überprüfungen.“ (Bruner 1991)

Die Lebensgeschichten, die wir auf diese Weise zusammengetragen haben, sind unweigerlich subjektiv und über die Jahre verändert. Es handelt sich um zusammenhängende Erzählungen, die in einer bestimmten Zeit angesiedelt sind. Was aus ihnen hervorgeht, ist die Wirkung von Erfahrungen, die vor mehr als siebenzig Jahren gemacht wurden, und gerade diese Verlängerung und das Wandern durch die Zeit machen ihren wahren Wert aus. Wie Alain, einer der Teilnehmer unserer Studie, nach unserem Gespräch mit folgenden Worten betonte: „Danke, das war wie eine Art Therapie“ (vgl. Alain im Kap. 5 dieses Buches). Dieser Vergleich ist keineswegs überraschend, denn ist die Erzählung nicht das Zentrum einer jeden psychoanalytischen Sitzung, zumindest einer freudianischen?

„Es ist also angebracht, diese ‚subjektiven Daten‘ zu analysieren, indem man sie auf den gesamten sozioprofessionellen Werdegang des Individuums bezieht: Die Einschätzung der Beschwerlichkeit der Bedingungen einer Lehre kann im mittleren Alter sehr unterschiedlich sein, je nachdem, welchen Weg man seither zurückgelegt hat.“ (Beaud 1996: 17)

Um einerseits Lebensgeschichten und echte persönliche Anekdoten<sup>4</sup> zu erlangen, um den zugrunde liegenden Emotionen näherzukommen, aber auch um Interviews etwas zu standardisieren, haben wir einen gemeinsamen, dennoch freien und offenen Fragebogen für alle Interviews entwickelt, der verschiedene Aspekte behandelt, wie zum Beispiel die Situation in verschiedenen Familien, Gründe für die Wahl

---

<sup>4</sup> Anmerkung SMM & CM: „Ich mag in der Geschichte nur die Anekdoten, und unter den Anekdoten ziehe ich diejenigen vor, in denen ich mir vorstelle, ein wahres Gemälde der Sitten und Charaktere in einer bestimmten Epoche zu finden.“ (Prosper Mérimée 1830: *Chronique du temps de Charles IX*, Ed. 1869, S. 3).

eines Wohnsitzes in Frankreich oder Deutschland und die Gründe für die Auswanderung aus dem Heimatland. Außerdem wurden mögliche Sprachprobleme, persönliche Pläne nach 1945 und die Reaktionen in der Familie oder bei Freunden im Herkunftsland berücksichtigt. Auf diese Weise ergibt sich ein gemeinsamer Rahmen für die Interviews.

Anschließend interessierten wir uns für die jeweiligen Partner, das heißt, ob sie in ihrer neuen Heimat akzeptiert wurden, oder ob sie dort Probleme mit der Verwaltung hatten. Ein letzter Abschnitt betraf Fragen zur Aufrechterhaltung der Herkunftskultur und Aktivitäten, zum Arbeitsleben, zur zweisprachigen oder nicht zweisprachigen Erziehung der Kinder und zu Kontakten mit dem Herkunftsland. Schließlich schloss ihre Einstellung zum Aufbau Europas unsere Interviews ab.

Dank dieses Rahmens haben uns die Personen, mit denen wir sprachen, einen Teil ihres Lebens und das ihrer Eltern preisgegeben. Wir werden nicht weiter auf die Diskussion der Historiker über die Erinnerung als gesellschaftliches Phänomen eingehen, sondern nur diese schöne Definition von Pierre Nora verwenden, die von Ledoux zitiert wird:

„[...] die Erinnerung an eine gelebte und phantasierte Erfahrung; als solche wird sie von lebenden Gruppen getragen, ist offen für alle Veränderungen, unbewusst für ihre sukzessiven Verformungen, anfällig für alle Manipulationen, anfällig für lange Latenzen und plötzliches Erwachen. [...] Das Gedächtnis stellt die Erinnerung in den Bereich des Heiligen, die Geschichte allerdings spürt sie dort immer wieder auf und, wenn sie sich ihrer bedient, wird sie „prosaisch“. Das Gedächtnis entspringt einer Gruppe, deren identitätsstiftende Solidarität es zu stärken hilft. Sie singularisiert und partikularisiert.“ (Ledoux: 2016)

Unsere Interviews entsprechen dem, was Bourdieu als „provozierte und begleitete Selbstanalyse“ bezeichnet hat, also einer Situation, in der die interviewten Personen in der Lage sind, sich selbst zu hinterfragen. Dennoch wurden die Interviews, die durch unsere oben genannten offenen Fragen eingeleitet wurden, gelegentlich von unseren stillen Erwartungen beeinflusst.

„[...] um eine Erklärungsarbeit zu leisten, die zugleich lohnend und schmerzhaft ist, und um, manchmal mit außerordentlicher Ausdruckssintensität, Erfahrungen und Überlegungen auszusprechen, die lange zurückbehalten oder unterdrückt wurden.“ (Bourdieu 1993: 1408)

Unser Buch versteht sich vor allem als eine Sammlung von Zeugnissen für die breite Öffentlichkeit und nicht als historische oder soziologische Studie. Es soll ein Buch *grand public* (für eine breite Leserschaft) werden. Wenn es ein Dokument der Geschichtsschreibung „von unten“ geworden ist, sind wir zufrieden. Seine Bestimmung ist es, deutsch-französische Lebensgeschichten aus der Nachkriegszeit zu erzählen, ohne den Anspruch auf irgendeine Repräsentativität zu erheben.